

Der Auszug aus dem Paradies

Die Ikonenmalerin Nina Gamsachurdia über ihre dramatische Flucht aus Georgien und ihr Basler Künstlerleben

Von Rea Köppel

Basel. Welch ein dramatisches Leben! Nina Gamsachurdia, die Ikonenmalerin mit dem fein gezeichneten Gesicht, sitzt in ihrem Wohnzimmer im St.-Alban-Quartier, formt die Worte in ihrem präzisen, kantigen Deutsch und schaut dabei so ikonenhaft in die Welt, dass man sich fragt, wie viel davon unbewusst und wie viel Kalkül ist. 1965 in Tiflis, Georgien, als Wunschkind eines Literaturprofessors und einer Germanistin geboren, beschreibt sie ihre Kindheit als «paradiesisch». Selbst auf die Frage, ob ihre Eltern und deren Freunde nie Probleme mit den Stalin'schen Säuberungen hatten, insistiert sie: «Es war ein Paradies.»

Der grosse Schrecken kam für sie 1991 in Form des Militärputschs und der bürgerkriegsähnlichen Zustände. Teile der georgischen Nationalgarde und paramilitärische Gruppen stürzten ihren Schwiegervater Swiad Gamsachurdia, den ersten Präsidenten Georgiens, und zwangen sie zur abenteuerlichen Flucht und zum Neuanfang in Basel. Heute fühlt sie sich hier zu Hause. Ihre beiden Söhne Demetre und Zviad, beides professionelle klassische Musiker, haben ihren Platz gefunden, während ihr früherer Ehemann Konstantine wieder in Georgien lebt, wo er die konservative Partei «Freiheitsbewegung» führt.

Da sie als Kind eher kränklich war, blieb sie oft zu Hause, spielte Klavier, las und interessierte sich früh für Kunst. Später studierte sie Kunstwissenschaften – ein als elitär betrachtetes Fach – und engagierte sich in den Semesterferien bei der Restaurierung von Kunstschätzen. Im Studium lernte sie ihren späteren Mann kennen, einen Iranisten und Religionswissenschaftler. Dieser gehörte, wie sein Vater Swiad, zur kleinen Gruppe der Dissidenten. Ihre Eltern waren gegen die Verbindung, denn es war gefährlich, zu den Dissidenten gerechnet zu werden. Allerdings seien ihre Gemeinsamkeiten mit Konstantine intellektuell und kulturell gewesen. Politik war offenbar kein Thema.

Revolver in der Handtasche

Auch Konstantine kam aus einer intellektuellen Familie. Sein gleichnamiger Grossvater war Schriftsteller gewesen, ebenso wie sein Vater Swiad, der eine Gruppe zur Verteidigung der Menschenrechte gründete, in oppositionellen Zeitschriften veröffentlichte und 1977 zu drei Jahren im Gulag verurteilt wurde. Danach enthielt er sich politischer Aktivitäten, bis er Ende der Achtzigerjahre zum Vorsitzenden einer nationalistischen Partei und zum ersten Präsidenten Georgiens gewählt wurde. Der Putsch gegen ihn am 22. Dezember 1991 machte Nina und Konstantine Gamsachurdia über Nacht zu Gejagten. Innert sechs Wochen zogen sie 16-mal um, versteckten sich bei Freunden und Verwandten, die dadurch ebenfalls in Gefahr gerieten.

Auf den Strassen wurde geschossen: Nina, die damals hochschwanger war und einen dreijährigen Sohn hatte, trug einen Revolver in der Handtasche, ihr Mann hatte immer eine Kalaschnikow bei sich. Trotz der Gefahr beschlossen



Der Moderne zugetan. Die Baslerin Nina Gamsachurdia zeigt eigene Ikonen in ihrem Atelier. Foto Dominik Plüss

sie, wegen einiger vergessener Dinge für zehn Minuten in ihre alte Wohnung zurückzukehren. Während dieser zehn Minuten, in denen die Nerven vibrierten, riefen Freunde aus der Schweiz an, boten ihnen an, bis zur Geburt des Kindes in der Schweiz zu bleiben.

Ohne Gepäck und direkt von der alten Wohnung aus brachen sie zum Bahnhof auf, fuhren zwei Tage und zwei Nächte über Aserbaidschan nach Moskau und versteckten sich dort, bis sie ein Visum für die Schweiz erhielten. An der Passkontrolle wurden sie aufgehalten.

Wieder erzählt Nina Gamsachurdia plastisch und dramatisch von den langen Minuten, die wie erstarrt in der Schwebe der Zeit hingen. Der junge Zöllner sei hoch rot geworden, hätte gefragt: «Sind Sie tatsächlich die?», dann sei er, «unmöglich!» murmelnd, minutenlang unschlüssig dagestanden.

«Aber er hatte keine Befehle», sagt sie abgeklärt, «und in diesem System lief ohne Befehle nichts. Eine Woche

später wären wir nicht mehr durchgekommen, da war der Suchbefehl für uns draussen. Aber er liess uns durch.»

Mit 400 Dollar kam die Familie in Basel an und wollte ursprünglich nur für ein paar Monate bleiben. Das ist jetzt 22 Jahre her. 2004, direkt nach dem Ende der Ära Schewardnadse, ging ihr Mann zurück nach Georgien.

Sie selbst habe sich in der ersten Zeit mit Musik getröstet. Obwohl sie kaum Geld hatten, mietete Nina Gamsachurdia ein Klavier für 20 Franken monatlich und spielte täglich stundenlang aus dem Gedächtnis.

Ein Leben mit Ikonen

Die Ikonen begleiten sie schon lange. Als Studentin hatte sie sich in den (verbotenen und versteckten) orthodoxen Klöstern mit den klassischen Motiven vertraut gemacht, hatte von den Mönchen gelernt, wie Pigmente aus Erden und Edelsteinen gemahlen und mit Eigelb gemischt aufgetragen werden

oder wie der schützende Firnis aus Leinöl und Harzen (Weihrauch, Myrrhe und andere) gekocht wird. Heute malt sie mit dieser Technik auch weltliche Bilder. «Mein ganzer Familienschmuck steckt darin», lacht sie: Mehrere Perlenketten und Colliers habe sie im Lauf der Zeit zu Pigmenten zermahlen.

Ihr gefällt, dass jeder eine Ikone oder ein Bild in Ikonenmaltechnik herstellen kann. In ihren Kursen lehrt sie die technischen Grundlagen und ermuntert zu Experimenten, wenn sie nicht gerade über Ikonen schreibt oder wie für die Ausstellung im Philosophicum (siehe nebenstehenden Text) als Kuratorin tätig ist. Das Wichtigste für Nina Gamsachurdia ist dabei die Ausstrahlung der sakralen Bilder, ihre Energie und ihr intensiver «Kern», den man spüre, sowie die ihnen innewohnende «Gnade». Vielleicht sind sie für die Basler Ikonenmalerin eine Erinnerung an das verlorene Paradies – das biblische und ihr persönliches.

Von Angesicht zu Angesicht

Das Philosophicum zeigt eine wunderbare Ikonenausstellung

Von Rea Köppel

Basel. Ikonen sind Fenster zu einer anderen Welt – und das in doppeltem Sinn. In der byzantinisch-orthodoxen Kirche gelten sie nicht als Bilder, als Darstellung des Göttlichen, sondern als Durch- und Übergang zum Sakralen selbst. Berührt oder küsst man sie, steht man in direktem Kontakt mit den dargestellten Heiligen und der göttlichen Schöpfungskraft und hat teil an ihrer Gnade.

Doch auch für uns, die wir in einem römisch-katholisch oder reformiert geprägten Umfeld leben, sind Ikonen Fenster: hin zur Welt der Orthodoxie. Viele ihrer Motive kennt man aus dem Bilder- und Geschichtenkanon, und doch scheinen sie, vom orthodoxen Glauben gerahmt, fremd und ungewohnt.

Das Bekannte wird ergänzt mit symbolischen Zeichen, die wir nicht entschlüsseln können, es tauchen unbekannte Figuren auf – oder wer hat je von den Heiligen Havalamos, Sabatius oder Gleb gehört? Ihre strenge, über Jahrhunderte überlieferte Ästhetik ist unzugänglich und faszinierend.

Private Schätze

Das Philosophicum im Basler Ackermannshof hat es sich in seiner aktuellen Ausstellung «Epiphanie» zur Aufgabe gemacht, diese «Fensterbilder» und das Universum, das man durch sie erspürt, zugänglicher zu machen. «Epiphanie» steht nicht nur für die Gottesoffenbarung durch die Ikone, sondern auch für das Dreikönigsfest am 6. Januar, das in den Ostkirchen als eigentlicher Weihnachtsfeiertag begangen wird.

Die 50 Ikonen, die die Kuratorin und Ikonenmalerin Nina Gamsachurdia in den drei Ausstellungsräumen des Philosophicums versammelt hat, stammen (mit Ausnahme einiger Leihgaben aus dem Museum Burghalde Lenzburg) aus Privathaushalten.

Begegnung man ihnen von Angesicht zu Angesicht, entwickeln sie eine Kraft und Ausstrahlung, wie es Fotos in Büchern nicht vermögen. Diese Intensität macht sie auch unabhängig vom religiösen Kontext zu einzigartigen Kunstwerken.

Erde, Eigelb, Edelsteine

Ikonen sind kostbare Bilder, die die Essenz irdischer Materie konzentriert präsentieren und, unter Einbezug von (göttlichem) Licht, zum Strahlen bringen. Die dicken Holztafeln, viele davon zweiteilig (die sichtbare Naht in der Mitte verstärkt den Eindruck von Fenstern), werden entweder pur bemalt oder mit Leinwand überzogen. Fein gemahlene Pigmente müssen sorgfältig, oft unter stundenlangem Rühren, mit einem Bindemittel vermischt und dann aufgetragen werden.

Fortsetzung auf Seite 22

ANZEIGE

Piet Mondrian
Barnett Newman
Dan Flavin

8. 9. 2013 – 19. 1. 2014

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Basel
NOVARTIS
EMSL
stiftung für das
kunstmuseum basel

kunstmuseum basel

Regisseur Samuel Schwarz kritisiert in einem offenen Brief den designierten Basler Theaterdirektor Andreas Beck

Intendanten-Macht verdirbt die Theaterbranche

Von Samuel Schwarz

Lieber Andreas Beck, du weisst, dass ich dich schätze und mich gefreut habe über deine Wahl zum Intendanten dieses wichtigen Theaterhauses. Dein herzliches kleines Schauspielhaus in Wien ist eine echte Perle! Und ich liebe das Theater Basel und verfolge dessen Schicksal seit Jahren mit Interesse. Viele Theaterleute, die ich kenne, haben sich in den letzten Jahren auch Gedanken zu den Strukturproblemen am Theater Basel gemacht und all diese Menschen stecken sehr viele Hoffnungen in dich und deine Intelligenz.

Doch das Interview, das du letzten Samstag in der BaZ gegeben hast, das war, um es in der Sprache der Filmdramaturgie auszudrücken, der «Worst Possible Turn». Was ist nur in dich gefahren? Einen solch arroganten Schmah konnte sich Alexander Pereira in Zürich erst leisten, nachdem er in zehnjähriger Fleissarbeit das Sponsoring-Budget verdoppelt hatte. Du wechselst massiv die Grundbedingungen deiner Anstellung. Nicht die Spielleiter, die sich bei dir beworben haben und die du hier öffentlich als «visionslos» blossstellst, stehen unter Erfolgsdruck und haben (Leitungs-)Visionen zu präsentieren, sondern du.

Du beleidigst erfolgreiche Fachkräfte und Künstler. Öffentlich. Pauschal. Als wären diese Fachkräfte dort, wo sie gerade sind, nicht viel beschäftigte «Stars». Wenn ich Nicolas Stemann wäre, den du sogar namentlich erwähnst (inmitten des Bewerbungsverfahrens!), dann würde ich sagen: Unter diesem Beck will ich ganz sicher nicht arbeiten. Wenn ich trotzdem bereit wäre, mich so herabsetzen zu lassen, wie du das in diesem Interview mit den Kandidaten machst, dann wäre das Risiko hoch, dass ich kein charakterstarker Spartenleiter fürs Schauspiel wäre (den sich alle in Basel herbeiwünschen), sondern ein «Kriecher».

Die Basler wollen immer von allem das Beste. Sie erkennen die Schwätzer schnell.

Man muss leider vermuten, dass du die besten und stärksten Kandidaten mit diesem Interview unwiderruflich vertrieben hast. Auch wundern meine Freunde und ich uns über dein Vorgehen. Du solltest nicht ein 90er-Jahre-Relikt wie den Theaterkritiker Franz Wille fragen, wenn es um die Suche eines neuen Regieposts geht, sondern

dich besser bei den Kadenschmieden in Giessen, Hildesheim und Zürich umhören. Diese jungen Menschen lachen nur spöttisch und glockenhell wie die Elben, wenn du die Namenstriplette Wille/Bachmann/Stemann in die Runde wirfst, alles Namen, die den ironieschwangeren 90er-Jahren verhaftet sind.

Hast du nicht gemerkt, dass es einen Paradigmenwechsel beim Schauspieltheater gegeben hat? Diese 90er-Jahre-Ironie, die mitschwingt in deinen Worten, dieses dauernde Witzeln, das ist völlig «old school» geworden in den Zehnerjahren des 21. Jahrhunderts. Du wählst die total falsche Tonlage für die Situation, in der sich die Stadt und die Gesellschaft befinden.

Als ich für diesen Text etwas recherchierte über den Theaterraum Basel und nun auch die Namen der Menschen kenne, die durch die Wahl von dir verworfen wurden, da blieb mir fast der Weihnachtskeks im Halse stecken. Diese Menschen (Himmel, was für potente Teams wurden da verworfen!) hätten garantiert nicht mit einem solch geschwätzigen Interview bereits die besten Kräfte vertrieben.

Dein Fehler hat allerdings auch etwas Gutes an sich. Denn die Grenzen dieses veralteten CEO-Systems werden offenbar. Der Intendant des Theaters Basel

verwaltet jedes Jahr einen Kredit der öffentlichen Hand von rund 44 Millionen Franken. Ist vielleicht die Verantwortung, die auf diesem CEO von Staates Gnaden lastet, zu gross? Und folglich auch die Abhängigkeit der anderen Player gegenüber diesem CEO? Denn wer es sich mit diesem CEO verscherzt, der verscherzt es sich auch mit den 44 Millionen. Das ganze Gehorsamssystem innerhalb der Theaterszene richtet sich nach der Gunst dieses Sonnenkönigs aus. Diese Macht verdirbt die Branche – den Intendanten, wie man an dir leider merken muss, je nach Charakterdisposition zuerst.

Heute wird man nicht mehr mit poppig-ironischer Luftigkeit ans Theater treffen eingeladen (solche Einladungen sind wichtige internationale Meriten!), sondern mit postmigrantischem Theater, das die schwierigen Probleme der Einwanderergesellschaften reflektiert, mit Behindertentheater, mit Bürgertheater – aber eben auch: mit Schauspielkunst von allerhöchster Qualität. Die braucht genauso freie Geister und ein starkes Teamdenken, das von einem weisen Intendanten ausgeht, wie das demokratischer gedachte Partizipationstheater. Ganz sicher ist in den nächsten Jahren bei den Jurys und bei dem Publikum eine neue Ernsthaftigkeit gefragt, wie diese beim klassischen

Schauspieltheater eines Michael Thalheimer oder dem brillanten Dokumentartheater eines Milo Rau vorherrscht. Dieses Theater braucht mündige Bürger auf der Bühne und im Zuschauerraum und keine devoten Betriebsnudeln, die alles ironisieren.

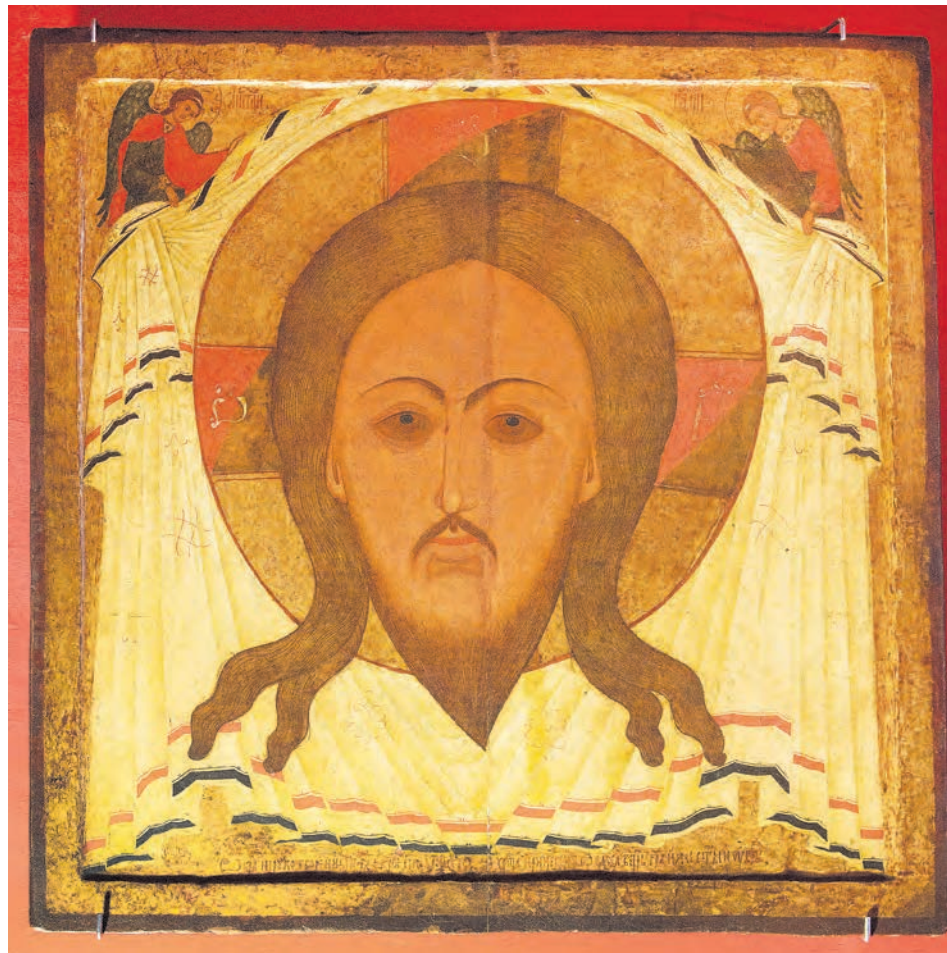
Ich rate dir also: Mach es wie dein Vorgänger Frank Baumbauer es machte, sei «Sender» UND «Empfänger» gleichzeitig, sprich nun im Minimum ein halbes Jahr mit den Verantwortlichen der Institutionen, die bereits erfolgreich in Basel arbeiten, such kluge Allianzen. Aber unterlasse dabei diesen hegemonialen Tonfall.

Die Baslerinnen und Basler wollen immer von allem das Beste, ob im Fussball oder in der Kunst. Sie erkennen die Schwätzer sehr schnell. Hab Respekt vor der Intelligenz dieser Stadt.

Samuel Schwarz, geboren 1971 in Bern, künstlerischer Leiter der Gruppe 400asa, inszenierte am Theater Basel in der Ära Schindhelm unter anderem die Stücke «Meinbergs Tod» und «Andorra». Schwarz arbeitet auch als Filmregisseur («Mary & Johnny», «Der Polder»). 2011/2012 inszenierte er am Schauspielhaus Wien «Entfernung» nach Marlene Streeruwitz.



Von Angesicht zu Angesicht



Ikonen machen Geschichte. Links verehrt die Schule von Nowgorod das Antlitz Jesu auf Tuch (entstanden Ende des 16. Jahrhunderts). Rechts ersticht der Heilige Demetrios einen Drachen (Darstellung aus dem 19. Jahrhundert).

Fotos Nicole Pont



Fortsetzung von Seite 21

Die Pigmente sind kostbare Erden und Edelsteine, die sich in zwölf Gruppen von Steinen mit spezifischer Bedeutung unterteilen lassen. Doch auch ohne das Wissen um diese zusätzlichen Sinngehalte kann man die intensive, matte Farbigkeit von zermahlenem Zinnober, rotem Jaspis, Lapislazuli, Jade, Malachit und den Glanz von Blattgold geniessen.

Veronika und König Aogar

Gleich zu Beginn der Basler Ausstellung trifft man auf ein Mandylion, das die Nähe zu unseren religiösen Legenden ebenso verdeutlicht wie die Fremdheit. Dieser Ikonentypus zeigt das Antlitz Jesu auf einem Tuch und erinnert stark an das Veronikatuch.

Der orthodoxe Glaube bezieht sich auf eine Legende, wonach der kranke König Aogar Christus um Heilung bat. Christus legte ein Tuch auf sein Gesicht, das dann auf wunderbare Weise sein Antlitz zeigte und den König – selbstverständlich – heilte. Im Byzantinischen Bilderstreit des 8. und 9. Jahrhunderts gewann diese Legende Bedeutung, weil sie den Ikonodulen (den Kämpfern für sakrale Bilder) im Gegensatz zu den Ikonoklasten eine Legitimationsgrund-

lage lieferte: Es handle sich bei Ikonen eben nicht um götzenhafte Abbilder, sondern um die direkte Präsenz des Göttlichen.

Das Mandylion im Philosophicum zeigt ein ruhiges, flächiges Christusgesicht mit schläfrigen Augen auf einem Tuch, das von Engeln gehalten wird. Die Beschriftungen sind wie bei den meisten Ikonen in Altkirchenslawisch gehalten, abgesehen von wenigen Buchstaben bleiben sie unentzifferbar. Man muss sich auf die Bildlegenden verlassen. Hier zeigt sich die einzige Schwäche der Ausstellung: Ein Katalog oder auch nur ein Faltblatt mit zusätzlichen Informationen wäre hilfreich gewesen, da die reinen Namen der Heiligen selten weiterhelfen. Es ist daher zu empfehlen, sich einer Führung anzuschliessen.

Maria mit drei Händen

Die Ausstellung ist nicht chronologisch oder geografisch, sondern nach ästhetischen Gesichtspunkten geordnet. Das leuchtet nicht immer ein, ermöglicht jedoch eine interessante Reise von Bild zu Bild.

Die Marien-Ikonen, die im kleinsten Raum versammelt sind, sind im Westen am besten bekannt, doch auch hier zeigen sich fremde Namen und Motive. Der Typus der «Gottesmutter Hodege-

tria», der «Wegweiserin» etwa, hält ein Christuskind auf dem linken Arm, das einem geschrumpften Erwachsenen sehr viel ähnlicher sieht als einem Kind. Sie weist mit der rechten Hand auf ihn: Der wahre Weg geht durch Christus.

Die «Gottesmutter Tricheirusa», die «Dreihändige», hat sogar einen dritten Arm: Als Johannes von Damaskus verfolgt und sein Arm abgeschlagen wurde, ermöglichte ihm eine Gottesmutter-Ikone, so die Legende, das abgetrennte Körperteil wieder anzusetzen.

Knäuel entspannter Leiber

Ohnehin bieten die Ikonen (besonders die Vitae der Heiligen, die sich meist im Kreis um eine zentrale Gestalt ziehen) aufregende Geschichten, die auch Analphabeten früherer Zeiten fesseln mussten. Da werden Märtyrer über offenem Feuer geröstet, Johannes der Täufer trägt seinen Kopf unter dem Arm herum, und der Prophet Elia stürzt im Feuerwagen über den Himmel.

Eine Doppelikone aus dem Griechenland des 19. Jahrhunderts zeigt die Soldatenheiligen Georg und Demetrios: Georg ersticht den Drachen, während Demetrios in derselben Bewegung Kaiser Diokletian den Garaus macht.

In der spirituellen Welt, auf die die Ikone verweist, ist der christenverfol-

gende Kaiser der Verlierer. Der gequälte und getötete Märtyrer hingegen strahlt als Sieger.

Die jahrhundertealten Sakralbilder wirken zuweilen erstaunlich modern, obgleich die ältesten Ikonen der Ausstellung aus dem 16. Jahrhundert stammen. Eine Darstellung der Siebenschläfer aus dem 18. Jahrhundert – ein Knäuel entspannter Leiber in einer Felsenhöhle vor weissem Hintergrund – wirkt in ihrer Gestaltung sehr heutig. Und wenn Sophia, die göttliche Weisheit auf ihrem Thron (Russland, 17. Jahrhundert), über eine Gruppe zerschmetterter Soldaten hinweg den Triumph der Weisheit und Wissenschaft (die Gott gleichzusetzen ist) verkündet, kann man heute nur applaudieren.

Zwar bietet das Spektrum der Basler Ausstellung einen konzentrierten, anregenden Einstieg in die Ikonenwelt. Doch wer den Ackermannshof verlässt, hat allenfalls einen ersten Blick durchs Fenster riskiert. Das sollte niemanden davon abhalten, diesen ersten Ausblick zu geniessen.

Bis 13. Januar, Philosophicum im Ackermannshof, St.-Johanns-Vorstadt 19–21, Basel. Freitag bis Montag, 14–19 Uhr. Führungen: 11. Januar, 13 Uhr, oder auf Anfrage. Rahmenprogramm: www.philosophicum.ch

Nachrichten

Szymczyk will die Documenta verändern

Basel/Kassel. Der Chef der Documenta 2017, der Basler Kunsthallen-Direktor Adam Szymczyk, will keine populären Künstler nach Kassel einladen. Sein Konzept stehe noch ganz am Anfang, erklärt er in der Wochenzeitung «Die Zeit»: «Falls aber das, was ich vorhabe, klappen sollte, wird sich in Kassel ziemlich viel verändern.» Popularität sei für Künstler gefährlich, sagt Szymczyk: «Sie wiederholen sich leicht, die Kunst wird zur Masche.» SDA

Theaterdirektor rammt den Elysée-Palast

Paris. Offenbar aus Protest gegen die Kürzung von Zuschüssen soll ein Theaterdirektor mit seinem Auto das Tor des französischen Präsidentenpalastes gerammt haben. Der Chef des Pariser Kleintheaters «La Comédie italienne», der Strehler-Schüler Attilio Maggiali, versetzte dem Tor des Elysée-Palastes laut Polizei am Donnerstag mit «niedriger Geschwindigkeit» einen «leichten Stoss». Der Italiener wurde verhaftet und «zu weiteren Untersuchungen» in ein Spital gebracht. Er fiel bereits am Mittwoch in der Nähe des Palastes auf, als er eine Theaterpuppe angezündet und Flugblätter geworfen hatte, auf denen er die Kürzung seiner Theater-subsidien anprangert. SDA

Jazzpionier Yusef Lateef mit 93 Jahren gestorben

New York. Der Jazzmusiker Yusef Lateef, der vor seinem Übertritt zum Islam unter dem Künstlernamen Bill Evans auftrat, ist am Montag in Massachusetts gestorben. Er wurde 93 Jahre alt. Der Amerikaner spielte mehrere, zum Teil selbst erfundene Blasinstrumente und experimentierte mit arabischer Musik. Lateefs Geburtsname war William Huddleston. Für sein Album «Yusef Lateef's Little Symphony» bekam er 1988 einen Grammy. SDA

Der Pop-Drummer Ricky Lawson ist tot

Los Angeles. Ricky Lawson, Schlagzeuger grosser Popstars, ist tot. Der 59-jährige Musiker starb laut der «Los Angeles Times» zwei Wochen, nachdem er bei einem Konzert zusammengebrochen war. Todesursache ist eine Hirnblutung. In den Achtzigern spielte er mit Michael Jackson, Phil Collins und Eric Clapton legendäre Alben ein. Auch auf Whitney Houstons Welthit «I Will Always Love You» ist er zu hören. SDA